

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

40)

Roman von C. Wiebig.

Fräulein Maschka war noch nicht zufrieden. „Ich kann so nicht spielen!“ sagte sie erregt. „Ich stoße an Rabes Nase und Schoensließ ist mir auch im Wege; sie inkommodieren mich!“

„Zum Donnerwetter, Rabe, so gehen Sie zurück!“

„Aber mein Bett steht doch hier, ich liege doch im Bett“, wagte der schüchtern einzuwenden.

„Ruhig!“ donnerte Wadler. „Lieber Schoensließ, dürfte ich Sie vielleicht bitten, in dieser Ensemblescene etwas mehr nach rechts und nach hinten. Bitte sehr!“

Schoensließ rührte sich nicht.

„Nur ein klein wenig — ein paar Augenblicke, bitte, bitte! Fräulein Maschka hat nicht Platz!“

„So soll sie nicht wie eine Wütende toben. Hier, sehen Sie!“ Schoensließ zeigte auf die seidene Klappe seines eleganten Gehrocks. In der That, sie war abgerissen. „Ich weiß nicht, wo er hier der Inkommodierte ist!“

„Ich habe ihn gar nicht angefaßt!“ Das schöne Organ der Maschka schlug in einem unangenehmen Distanz um.

„Das nennen Sie nicht angefaßt?“ Hohnlächelnd hielt ihr der erste Liebhaber die Klappe unter die Nase. „Ich nenne das abgerissen.“

Ein leises Weisfallsgemurmel ließ sich vernehmen und unterdrücktes Lachen. Der alte Rabe verschluckte sich.

„Donnerwetter, Rabe, wenn Sie husten, gehören Sie in ein Sanatorium, aber nicht aufs Theater! Ruhe!“ Wadler sprang zwischen die gereizten Parteien.

„Liebe Maschka, Sie haben sich von Ihrer Leidenschaft hureichen lassen, großartig, aber bitte doch etwas weniger, ein kleines wenig weniger! Lieber Schönsließ, darf ich bitten, haben Sie Geduld! Noch einmal diese Scene!“

„Ich spiele nicht!“ Die Maschka warf hin, was sie gerade in der Hand hielt.

„Aber, liebe Maschka, liebstes Kind, ich bitte Sie, Sie werden doch nicht! Bedenken Sie die Autorin! Gnädige Frau, gnädige Frau.“ — Wadler winkte ins Parkett — „helfen Sie doch bitten! Liebe Maschka, denken Sie an uns! Sie werden uns doch das nicht antun?“ Er sprang um die Maschka herum.

„Wenn ich nicht einmal die Hand ausstrecken soll, kann ich nicht spielen, ich bin nicht aus Pappe, nicht aus Steinleinen!“ Sie ließ ihre Augen zur Seite nach Schoensließ rollen. „Ich habe Theaterblut, echte Leidenschaft! Kenne keine Schranken — ich bin Künstlerin!“

„Das weiß Gott!“ Wadler stieß einen unerklärlichen Seufzer aus; dann klang seine Stimme schmeichelnd: „Sie sind großartig in der Rolle, liebe Maschka, unvergleichlich! Sie werden einen Riesentriumph feiern! Also noch einmal diese Scene, bitte noch einmal!“

„Ich spiele nicht!“ Die Maschka stampfte auf.

Elisabeth wurde bleich vor Schreck. Was thut, wenn die Maschka nicht spielte? Sie hatte sich zwar die weibliche Hauptrolle anders gedacht, viel weniger äußerlich, viel mehr innerlich — aber die Maschka war nun einmal der Liebling des Publikums; die Schönheit hatte sie für sich, und an einer großen theatralischen Leidenschaft fehlte es ihr gewiß nicht. Wo so rasch eine andere finden? Das Herz fing ihr an zu zittern.

Wadler blieb ganz ruhig. „Ja, dann müßte ich's mal so versuchen! Bremer, komm mal her, mach Du mal die Scene. Wird am Ende auch gehen, mit dem langen Bops wird die Kleine — — —“

Schon spielte die Maschka.

Jeden Tag neue Aufregungen. Der Direktor ließ sich zuweilen sehen; dann saß er im Parkett neben der Autorin und sagte ihr Verbindliches. Er war in aller Eile sehr entzückt. „Das haben Sie wunderschön gemacht, ganz wunderschön!“ Er baute fest auf den Erfolg des Stückes. Elisabeth wünschte, er wäre einmal bis zum Ende geblieben; die Maschka gestielte ihr im letzten Akt so garnicht, und die Schlussänderung von Wadler traf sie wie ein Schlag ins Gesicht.

„Nein!“ Sie sprang auf. „Das geht nicht! Darf ich mir erlauben, Herr Wadler — bitte, Fräulein Maschka —“

„Bist! Bist!“ Der Direktor zog sie erschrocken am Kleid nieder. „Um Gotteswillen, reden Sie Wadler nicht drein. Der weiß schon, was er thut. Wenn der nicht mehr mitmacht, sind wir pleite!“ Er lachte, es sollte ein Scherz sein, aber er sah sich schon dabei um; sein Lachen klang hohl in dem leeren Raum wieder.

Ein paar Augenblicke später kam Wadler von der Bühne herunter. Elisabeth war wütend, mit nervöser Ungeduld den Vorgängen da oben auf der Bühne gefolgt. Sie war rot und blaß geworden, war aufgestanden und hatte sich gesetzt und war wieder aufgestanden.

„Bist!“ flüsterie Wadler ihr zu; er machte ein ernstes Gesicht und hob warnend den Finger. „Nur nicht Mißfallen zeigen! Reden Sie um Gotteswillen der Maschka nicht drein, gnädige Frau, sie ist — eine Künstlerin!“

Näher rückte der Tag der Aufführung. Eine brennende Zuküßige draußen. Der Himmel blendend wie blanker Stahl, blendend auch das Weiß der Häuser; der Asphalt heiß wie ein durchglüheter Klotz, jeder Windhauch segte Staubwolken auf, grauschwärlige und schwer wie Asche.

„Kein Theaterwetter!“ seufzte der Direktor, als er in die Kostimprobe angefeucht kam, und wischte sich den Schweiß von der triefenden Stirn. Er sah sehr blaß aus. „Ihr Stück muß uns herausreißen“, sagte er zu Elisabeth und drückte ihr theatralisch die Hand. Da — da — er zuckte zusammen; ein Theaterdiener huschte herein und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er wurde noch blässer. Er versuchte zu lächeln, lächelte auch, aber der umherirrende Blick seiner Augen, das Zittern seiner Lippen strafte dieses Lächeln Drogen.

„Der Theaterrestaurateur ist ausgerückt!“ — Schwertfeger schien ganz vergessen zu haben, daß er nicht allein war — „alles alle! Er deckt die Kosten nicht — weg — aus Furcht vor Pfändung — alles mitgenommen — — — Porzellan, Gläser, Tischzeug! Kein Mensch hat jezt was zu trinken — wenn das erst bekannt wird!“ Er stöhnte. „Was mache ich?! Wadler, Wadler, einen Augenblick!“

Wadler kam; trotz der Hitze stand kein Tropfen Schweiß auf seinem hageren Gesicht.

„Weg!“ Der Direktor fuhr sich wirt durchs Haar. „Denken Sie, die Restauration geschlossen! Der Mensch ist weg, alles mitgenommen, was sagen Sie?“

„Müssen wir uns eben anders zu helfen suchen!“ Wadler sprach ohne langes Besinnen. „Meine Frau wird ihr Tischzeug, Gläser und Teller herzhafte; Sie haben ja jedenfalls noch mehr von dem Zeug als ich, Herr Direktor. Reich's nicht, borgt man noch was unter der Hand. Vier legen wir auf, irgend ein Restaurateur pumpt.“ Er sagte es ganz ruhig und veränderte nicht einmal die Farbe. Er war ein alter Theaterpraktiker.

VI.

Der Tag der Aufführung war da.

In der Nacht hatte Elisabeth merkwürdig traumlos geschlafen, ganz ruhig; Ebel war oft aufgewacht, hatte sich über sie gebeugt und im stillen Grau der Sommernacht ihr ins Gesicht gesehen. Ein Lächeln lag darauf; nur zwischen den Augenbrauen über der Nasenwurzel war eine tiefe Falte. Die war eingegraben.

Und nun rüsteten sie sich zum abendlichen Theatergang; ganz früh wollten sie da sein, ehe irgend ein anderer Besucher kam. Eine merkwürdige Entschlossenheit war über Elisabeth gekommen; je näher die Entscheidung, desto ruhiger sie. Ebel war viel aufgeregter; früher als sonst kam er nach Hause, er hatte sich frei gemacht. Nirgendwo hatte er Ruhe, er lief hin und her und beobachtete unausgesetzt seine Frau — war sie wirklich ruhig oder schien sie nur so? Ihr Gesicht war so blaß, so kalt wie aus Marmor. Ihre großen, entrückt blickenden Augen waren ihm unheimlich.

„So dunkel?“ fragte er, als sie sich zum Theater anleidete. „Ich dachte, Du würdest etwas Helles anziehen!“ Das schwarzseidene Kleid sah düster aus. „Wenn Du nun vorkommen müßt, um Dich für den Weisfall zu bedanken, siehst Du so streng aus, so ernst!“ Er lief zum Gärtner und holte Rosen; erhigt kam er zurück und steckte ihr selbst den

Strauß der tiefroten leuchtenden Blüten an die Brust. „So,“ sagte er, trat zurück und betrachtete sie stolz. „Meine schöne Frau und bald“ — er lächelte zärtlich — „meine berühmte Frau!“ Er machte sich und ihr Mut.

Ebel hatte das Stück noch nicht gesehen, keiner Probe hatte er beigewohnt; nun harrete er in einer fieberhaften Spannung — wie würde es wirken? Da war kein Zweifel in ihm an dem Können seiner Frau, sein Vertrauen zu ihr war unerschütterlich; aber, er wußte es wohl, da waren noch viele andere Bedingungen, die mitsprachen: Aufführung, Stimmung, Wetter und so weiter.

Die Hitze war glühend; die Menschen schlichen wie matte Fliegen. Bedröht er allein nur so nach einem belebenden Windzug, oder empfanden sie alle gleich ihm die Gier nach erlösendem Lufthauch? Man war so gedrückt, wie niedergeschmettert, unfähig eines Aufschwungs.

Elisabeth sah die Hitze nicht zu empfinden; in ihrem festgeschlossenen schwarzseidenen Kleide ging sie neben ihrem Mann hochaufgerichtet, mit großen Schritten. Sie hatte seinen Arm nicht genommen, ein Stück Trottoir blieb frei zwischen ihm und ihr; als ob sie nicht zu ihm gehöre, so nahm sie ihren Weg allein. Es schien ihm, als schritte sie dahin, losgelöst von der Welt, durch Weiten getrennt von allem übrigen — er empfand es schmerzhaft — auch von seiner Liebe.

„Elisabeth!“ sagte er und berührte ihr Kleid.

Sie drehte den Kopf nach ihm. „Aengstigst Du Dich?“ fragte sie.

„D nein,“ erwiderte er rasch, „ich freue mich!“ Lebhaft fing er an zu sprechen, während des ganzen Weges; er machte sie auf die Theaterzettel an den Sitzsäulen aufmerksam — da stand ihr Name. „So einen hebe ich auf für unseren Jungen! Und alle Zeitungsbesprechungen klebe ich in ein Buch, da soll er sich mal dran freuen, wenn er groß ist!“

Sie lächelte, sie verstand wohl, er wollte sie zerstreuen.

„Jetzt bin ich ganz ruhig,“ sagte sie, „siegen oder —“
„Siegen, Du wirst siegen!“ Er preßte ihr heftig die Hand.

Im Theater waren sie doch nicht die ersten Besucher. Gleich am Eingang stießen sie auf Kistemachers; Frau Julie hatte alles vergessen, was sie gegen Elisabeth auf dem Herzen gehabt.

„Die Autorin!“ rief sie laut und lief mit ausgebreiteten Armen auf Elisabeth zu.

„Sind wir nachher zusammen?“ fragte Kistemacher den Gatten. „Bei solchen Gelegenheiten ist man doch am liebsten unter Freunden. Wir haben alle unsere Bekannten herbeordert. Ich denke, wir trinken nachher Sekt — ich spendiere ihn!“

„Du bist doch morgen früh zu Hause, Elisabethchen,“ tuschelte Frau Kistemacher aufgeregt. „Die Kinder haben sich's nicht nehmen lassen, sie haben zusammengelegt zu einem Lorbeerkranz für Dich. Ich sag' es Dir jetzt schon, damit Du die Vorfreude hast. Mein Mann hat ein paar reizende Verse gedichtet, Gretchen wird sie deklamieren, und Julie überreicht den Kranz. Sie haben sich so darum gezankt.“ Sie drückte krampfhaft Elisabeths Hand. „Nein, muß Dir jetzt zu Mute sein! Herrlich, was? Und doch graulich?“

„Wir müssen gehen, schon kommen mehr Leute.“ Ebel sah, wie peinlich seiner Frau dies Gespräch war. „Komm“, sagte er.

„Viel Glück! Na, Ihr werdet uns Klatschen hören! Auf Wiedersehen nachher! Wir Klatschen Dich heraus!“ Frau Julie drehte sich noch einmal um und rief das letzte Elisabeth nach.

„Komm!“ Hastig, wie auf der Flucht, riß Elisabeth ihren Mann mit sich fort.

Jetzt saßen sie in der kleinen, dunklen Orchesterloge wie in einem Käfig; ganz hinten. Ab und zu trat Ebel an das vergoldete Gitter und spähte in den Theaterraum. Flüsternd wendete er sich zu seiner Frau zurück: „Eine Masse Menschen da, auch bekannte Gesichter! Maier — jetzt habe ich Heider entdeckt, er nickt, er weiß, wo wir sind — da ist Maria Ritter — im ersten Rang sitzt Frau von Lindenbain, Alinde Rosen nicht weit davon, sie hat ein paar Offiziere hinter sich. Da ist auch Volten — da Frau Widmann und — noch einige andere!“

Elisabeth fragte nicht, und Ebel sagte es ihr auch nicht — da saß in der Mittelloge Eisenlohr, das klassische Profil war etwas scharf geworden, das lockige Haar über der Dichterstimme hatte sich bedenklich gelichtet; rechts von ihm Frau Cleonore

Mannhardt — der Gatte lehnte hinter ihrem Fauteuil — und links Wlodzimira Starzynska, wie eine Braut schlohweiß gekleidet. Die Gruppe erregte viel Interesse, immer wieder richteten sich die Operngläser dorthin.

Werkwürdig, trotz der Hitze hatte sich das Publikum zahlreicher als sonst eingefunden. Man hatte zwar gestöhnt, war übler Laune, schalt über die Idee, sich jetzt ins Theater zu sperren, aber man war doch gekommen — es galt ja eine Premiere! Der würde dort sein und die — und dann, man mußte doch mitsprechen können! Man hatte sogar die Sommerreise noch um einen Tag verschoben.

Die Blicke waren geschärft, die Zungen gewekelt wie blanke Messer. In dem großen Hause ein fortwährendes Geseumm und Gebrumm, durchsetzt von dem ungeduldigen Scharren der Füße und dem Knittern der Theaterzettel. Die Luft stand, dick zum Schneiden.

Der Anfang verzögerte sich. Hinter den Kulissen hatte eine heillose Verwirrung geherrscht. Die Statisten, die unerlässlich notwendigen Statisten für den zweiten Akt, die sonst immer schon eine Stunde vor Beginn da zu sein pflegten, waren heute noch nicht erschienen. Man wartete und wartete; endlich zeigte sich einer. Er erklärte, die andern kämen nicht; sie hätten ihr Spielhonorar vom letztenmal noch nicht gekriegt, nun hätte sich ihnen für heute etwas anderes geboten, da zögten sie das sichere vor.

Wadler wütete. „Das Paß, das gottverfluchte, geldgierige Paß! Was ist denen die Kunst?“ Der Direktor verlor ganz die Fassung, er warf verlangende Blicke nach der Thür.

Wadler schickte eilig herum, er ließ aufgreifen, was man fand: den Kellner aus dem Restaurant, der würde ganz gut den stimmigen Gast, den Offizier auf Urlaub, darstellen; und die beiden Dienstmädchen von drüben würden heute schon mal als die aus der Residenz zugereisten Damen passieren müssen. Das übrige Volk, ein paar Bauern und Kinder, waren leicht zu beschaffen; was noch fehlte, ließ man einfach weg.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Nach dreißig Jahren.

Von J. Ricard.

(Schluß.)

Der Unbekannte zog leicht die Stirn zusammen, biß mit nervöser Bewegung auf seinen blonden Schnurrbart, als wenn ihn ein heftiger Born quälte, dann wurde er wieder ruhiger, holte seine Brieftasche hervor, nahm einen Stoß Bankbillets heraus und warf sie mit den Worten auf den Tisch:

„Tausend Louis!“

Der Bankier und er kreuzten einen Augenblick die Blicke; ein unerklärliches Unbehagen hatte sich des Herrn Gantrey bemächtigt.

Er gab Karten und schlug von neuem eine Keim. Mit wahrer Angst erhob er jetzt den Kopf zu dem jungen Manne. Dieser fixierte ihn mit einem Ausdruck bösen Leidens im Gesicht, und seine Augen hatten einen Strahl des Hasses, der Herrn Gantrey das Herz erbeben machte. Und doch hatte er seit dreißig Jahren oft Gelegenheit gehabt, verzweifelte Spieler vor sich zu sehen.

Er hätte mit dem Unbekannten gern gesprochen. Doch was sollte er ihm sagen? Im nächsten Augenblick hatte sich der junge Mann heftig aus der dreifachen Reihe der Spieler gedrängt und war verschwunden.

Herr Gantrey verließ bald die Partie und machte sich auf die Suche nach dem geheimnisvollen Fremden. Er fand ihn nirgends; und in dieser Nacht schlief Herr Gantrey sehr schlecht.

Am nächsten Tage fragte er ängstlich, ob man nicht von einem neuen Selbstmord in der Stadt spräche, und es war ihm eine Erleichterung, daß niemand davon etwas gehört hatte. Er wanderte durch alle Hotels und erkundigte sich bei den Croupiers und den Stammgästen, ob man nicht den jungen Mann kenne, der am vorigen Abend mit zwei Schlägen 30 000 Francs an ihn verloren hatte. Doch er konnte nichts erfahren, und eine gewisse quälende Unruhe blieb in ihm zurück.

Als er wieder nach Paris zurückgekehrt war, ließ er von der Polizei Nachforschungen anstellen und übergab den Beamten, um sie auf die Spur zu leiten, die Photographien seines Sohnes. Diese geheimnisvolle Persönlichkeit hatte sich jetzt in seinem Innern eingemischt und nahm sein ganzes Leben in Anspruch. Doch man fand nichts.

Herr Gantrey machte die lebhaftesten Anstrengungen, sich dieser Qual zu entledigen; es gelang ihm nicht. Vergelblich sagte er sich, daß bei dieser wunderbaren Ähnlichkeit nichts weiter als ein Zufall obwalte; er dachte unaussprechlich an den jungen Menschen, und eine dumpfe Furcht, die er sich nicht erklären konnte, wollte nicht von ihm weichen.

III.

An einem Matmorgen, als er über den Quai Voltaire bummelte, wo er bei den Antiquitätenhändlern schöne Erwerbungen und gute Geschäfte gemacht, betrachtete er das schwerfällig dahinstießende Wasser der Seine und dachte dabei mit tiefer Melancholie, die ihn seit einiger Zeit beschlich, wie schnell das Leben doch verfliehet, wie düster das Alter ist, und wie wenig Bestand die Freuden haben. Da sah er einen Freund aus dem Klub, der schnellen Schrittes näher kam.

„Wo laufen Sie denn hin?“ fragte er, ihn ansprechend.

„Nach dem Justizpalast, mein Lieber, kommen Sie mit; es ist sehr interessant.“

„Was denn?“

Instinktiv hatte er denselben schnellen Schritt angenommen und folgte seinem Freunde.

„Ach, Sie wissen doch . . . der Fall Dingsda . . . Heute wird die Sache beendet.“

Herr Gantrey kannte an seinem alten Freunde die vielen Leuten eigentümliche Manie, niemals einen Namen finden zu können, und er fragte deshalb mit halbem Lächeln:

„Wer ist das, Dingsda?“

„Ach, Sie wissen doch . . . Lesen Sie denn keine Zeitungen? . . . Dieser Mensch, der eine alte Frau, seine Beschützerin, die Kammerfrau und ein kleines Mädchen ermordet hat, um sie zu berauben.“

Sie stiegen die Stufen des Justizgebäudes hinauf.

„Ach ja, richtig,“ versetzte Herr Gantrey, wenig interessiert.

„Sie haben diese Geschichte also verfolgt?“

Leidenschaftlich! Unglücklicherweise mußte ich um drei Uhr fortgehen. . . . Eine Aufsichtsrat-Sitzung. . . . Sie begreifen. . . . Aber ich habe nur die Plaidoyers verkannt. . . . Wir werden gerade zur Urteilsfällung kommen. . . . Oh, man wird ihn sicherlich freisprechen. . . . Der Verteidiger hat auf Wahnsinn plädiert und wirklich gut gesprochen. Kommen Sie, gehen wir hier hinein, ich habe Karten.“

„Aber wie heißt denn dieser Mörder?“ fragte der Bankier wieder.

„Warten Sie, warten Sie doch! . . . Mervelle, Mervelle! Man hat ja seit einem Monat nichts weiter gelesen!“

„Mervelle!“ Dieser Name geklirrte wie ein lauter Schrei Herrn Gantrey in die Ohren. „Mervelle!“

In einer Sekunde sah er wieder die niedliche Wohnung vor sich, in die er die, die so hieß, hineingeführt, eine reizende kleine Blumenmacherin, die er in das galante Leben gestoßen hatte. . . . Das war lange, sehr lange her. . . . Doch welche Beziehung bestand zwischen dieser Vergessenen und diesem Mörder?

Im Augenblick, da er den Saal betrat, verlas der Obmann der Jury die Antwort, die alle Schuldfragen bejahte; mildernde Umstände waren ausgeschlossen worden.

Im Hintergrunde des feierhaft erregten Saales, in dem ein dumpfer Geruch in der Luft schwebte, verlas der Präsident die Artikel des Codes, die die Todesstrafe aussprachen.

Und dort auf zitternden Füßen, mit bleichen Lippen und blutunterlaufenen Augen, stand der Unbekannte, den Herr Gantrey seit so langer Zeit suchte, — der Unbekannte, der Mervelle hieß, gerade wie die hübsche Blumenmacherin, die der Bankier vor 30 Jahren verführt hatte.

Die blinzelnenden Augen des jungen Mannes ließen einen Augenblick mit der entsetzten Angst eines gehehten Tieres durch den Saal. Sie begegneten denen des Herrn Gantrey, dessen zusammengepreßte Zähne vor Grauen mühsam. Er kannte er den Mann, der ihm vor drei Monaten 30 000 Fres. abgenommen hatte? Sein Gesicht zeigte eine entsetzliche Totenblässe. . . .

Die Munitzupalgardisten hatten den Mörder fortgeführt, und die Menge verließ sich.

Wöglich fiel Herr Gantrey gegen die Schulter seines alten Freundes, fiel mit heiserem Nöcheln zur Erde und starb nach wenigen Minuten.

Am nächsten Morgen stand in den Zeitungen, er wäre einem Herzschlage erlegen. —

Kleines Feuilleton.

—st— **Der Verdächtige.** Sie hatten einander in der Herberge kennen gelernt und gingen nun zusammen Umhau halten. Gegen mittag waren sie in Moabit; bis jetzt hatten sie noch nirgends Aussicht auf Anstellung. Die meisten Kaufleute arbeiteten allein in ihren kleinen Läden. Viele hatten auch einen Lehrling. Die wenigen größeren Geschäfte, die Gehilfen beschäftigten, brauchten vorläufig keine neue Kraft. Aber eins hatten die beiden doch erreicht: Einen ansehnlichen Behrpfennig hatten sie im Laufe des Vormittags zusammenbekommen.

Eben gingen die beiden eine Straße entlang, die mit ihren vielen Erkern und grünen Balkonen einen wohlhabenden Eindruck machte. Mit den Dienstmädchen, die hier und da noch Einkäufe machten, wechselten sie scherzende Blicke. Wöglich stieß der Kleine den Größeren an: „Du . . . da . . . ein Greifer!“

Um die Ecke war ein Mann gekommen, der zwar ganz ruhig gerade aus schritt und den Kopf aufrecht hielt wie ein pensionierter

Militär, dessen Augen aber unruhig und lauernd hin und her sahen. Die bürgerliche Kleidung, der wohlgepflegte, rindliche Vollbart und selbst der gleichmäßig gehandhabte Spazierstock konnten nicht darüber täuschen, daß man einen Polizisten vor sich hatte.

Er streifte die beiden mit einem Blicke und ging ruhig weiter. Sie atmeten auf. Hatte er sich doch täuschen lassen! Wenn er sie gefleht hätte, wenn sie ihre Papiere hätten zeigen müssen, wäre es mit ihren Fahrten vorläufig vorbei gewesen. Der Kleine sagte: „Jetzt habe ich genug von Moabit; ich mache, daß ich fortomme.“

„Mensch, sei doch nicht so ängstlich,“ lachte der andere. „Denkst Du denn, der sieht uns an, was wir sind?“

„Das ist mir ganz gleich. Ich fahre ab!“ Damit eilte der Kleine zu einem vorüberfahrenden Omnibus.

Der Größere hatte an der nächsten Ecke ein großes Kaffee- und Delikatessengeschäft entdeckt. Und wenn es sein Untergang gewesen wäre — das mußte er erst noch mitnehmen! Er ging in den Laden, in dem zwei Lehrlinge und ein Gehilfe thätig waren. Während die Lehrlinge die Käuferinnen bedienten, unterhielt er sich mit dem Gehilfen, der sagte ihm den Arbeitsnachweis und erzählte ihm, daß er ebenfalls gewalzt hätte.

Da kam in den Laden ein Mann. Ohne daß der arme Reisende sich umsah, wußte er, daß es der Greifer war. Er fühlte, wie er ihn von der Seite beobachtete. Er wurde wohl heiß unter diesen lauernden Blicken. Aber er erzählte ruhig weiter von gleichgültigen Dingen und lachte dabei.

Der Mann ließ sich eine Cigarre geben. Die Lehrlinge sahen einander verwundert an. So etwas kam in ihrem Geschäft doch sonst nicht vor!

Und dann zündete er sich die Cigarre an, beobachtete dabei aber den armen Reisenden unausgesetzt. Dem war es, als hätte in seinem ganzen Leben noch kein Mensch so viel Zeit gebraucht, eine Cigarre in Brand zu setzen. Endlich ging der Mann; das laute Wesen des armen Reisenden hatte ihn wohl irre geführt. Der bat nun endlich den Gehilfen um Unterstützung. „Warten Sie einen Augenblick!“ antwortete der Gehilfe und ging hinauf in sein Zimmer.

Der arme Reisende wartete. Er wartete eine Minute, zwei Minuten, drei Minuten. Die Uhr über dem Ladenpind rückt immer weiter. Immer andere Käuferinnen kommen herein und gehen wieder. Fünf Minuten sind vorüber, zehn Minuten. Jetzt denkt er, der Gehilfe sei inzwischen nach der Wache, um ihn festnehmen zu lassen. Mit jähem Entschluß wendet er sich zur Thür und will davon. Da sieht er draußen den Mann mit den lauernden Blicken. Da wäre er also dem direkt in die Arme gelaufen! Dann lieber bleiben und abwarten, denkt er sich. Und er wartet weiter. Seine auf den Ladentisch gestützten Hände zittern.

Endlich kommt der Gehilfe, drückt ihm einen Thaler in die Hand und wünscht ihm gute Reise. Der arme Reisende bemerkt das gar nicht, vergißt den Dank und drückt dem Kollegen nur freundschaftlich die Hand — draußen steht ja noch der Mann.

Und dann geht er grüßend davon, wie von einem alten Bekannten. Der Mann mit den lauernden Augen wendet den Blick, als er den Beobachteten so unschuldig lächelnd sieht. Er läßt ihn ruhig vorüber gehen. An der nächsten Ecke betrachtet sich der das Geschenk und hält es vor Freude lachend dem ihm verblüfft nachsehenden entgegen. — — —

— **Zerlichter.** Herr S. Paul aus Tschemoschna in Böhmen schreibt an die Redaktion des „Prometheus“: Am 26. Juni ds. Js. hatte ich Gelegenheit, in Grado (österreich. Küstenland), wo ich mich als Badegast befand, zusammen mit mehreren Badegästen und wohl über 100 Einwohnern eine große Anzahl Zerlichter zu beobachten, nachdem ich mich über 30 Jahre auf dem Festlande vergeblich bemüht hatte, eine derartige Erscheinung zu Gesicht zu bekommen.

Am genannten Tage abends 9¼ Uhr befand ich mich auf dem Grado im Süden in flachem Vogen umfassenden „Steindamm“, der zum Schutz der flachen Düne, auf welcher der Ort liegt, gegen den Angriff der See erbaut ist. Die Adria an dem Damme, bei ruhiger See und Ebbe nur 0,5—0,7 Meter tief, war zur Zeit gänzlich unbewegt, in der Nordost-Ecke des Golfes von Triest (etwa 20 Kilometer von Grado entfernt) stand ein schwaches Gewitter; den Damm entlang im allgemeinen in der Richtung von Ost nach West bis Nordwest zog eine schwache Strömung mit etwa 10—15 Meter Geschwindigkeit pro Minute. Zu dieser Strömung nun traten die Erscheinungen auf, die nur als Zerlichter bezeichnet werden können und deren Vorkommen ich mit so vielen anderen bisher für mindestens unwahrscheinlich gehalten hatte.

Auf einer an den Steindamm stoßenden Wasserfläche von etwa 30 Meter Breite und 80 Meter Länge (in der Richtung der Strömung) traten kleinere und größere Gasblasen, die unter Wasser schwach hellblau leuchteten, an die Oberfläche und entflammten heftig bei Berührung mit der Luft und zwar mit einem zischenden Geräusch und lebhaft rotgelber Flamme von 30—60 Centimeter Höhe und bis 20 Centimeter Querschnitt. Dester verbanden sich die Gase zweier nicht neben einander austretenden Blasen zu einer Flamme und erzeugten dann ein um so stärkeres Leuchten und Zischen. Auf der gesamten thätigen Fläche mochten in der Minute wohl 20 bis 50 Flammen ausströmen, so daß entfernter stehende Beobachter sehr leicht den Eindruck von tanzenden Lichtern hätten erhalten können. Wir konnten uns einer solchen Täuschung nicht hingeben, da einzelne Flammen kaum 6 Meter von unserem Standpunkte erschienen und

sofort wieder verschwanden. Es schien somit, daß in dem über den schlammigen, von den Abfall- und Ausgasstoffen Grados bedeckten Meeresgrund hinstromendes Seewasser ein Stoff enthalten war, der mit den Bestandteilen des Grundes ein explosives Gas bildete, also wohl ein dem Phosphorwasserstoff ähnliches Gasgemisch. Wir folgten dem gegen Nordwest hinziehenden Lichterschwarz nur wenige Meter, sahen ihn aber noch über 1 Kilometer gegen die Insel Gorgio in Thätigkeit bleiben.

Die Gradoer Sardinenfischer erklärten uns die Erscheinung kurzweg als Inoo S. Elmo und als Vorboten stürmischen Wetters (tempo cattivo). So falsch das eine war, war es auch das andere; es kam zunächst kein Sturm; erst nachdem am 1. Juli wiederum sich Irrelüchter an derselben Stelle gezeigt hatten, die ich aber selbst nicht wahrgenommen habe, trat ziemlich heftiger Sirocco mit Regen ein, überhaupt schreckliches Wetter. —

Litterarisches.

— In Aegypten erscheinen im ganzen gegen 100 Zeitschriften und Zeitungen, unter denen die politischen — 30 in arabischer und 22 in europäischen Sprachen überwiegen. An Neben unterhaltenden oder allgemein wissenschaftlichen Charakters giebt es 10 arabische und 3 europäische, ferner 6 juristische — 4 arabische und 2 europäische — 1 arabische und 1 europäische Schul- schrift, 2 medizinische und 6 religiöse Monatsschriften, diese alle in arabischer Sprache. Nur eine einzige Handelszeitung erscheint, dagegen aber, gleichfalls in arabischer, zwei Damenzeitungen. Neben- reichend ist die hohe Zahl der humoristischen Blätter, von denen nicht weniger als 11 zu verzeichnen sind, 9 in arabischer und 2 in europäischen Sprachen. Der Löwenanteil der ägyptischen periodischen Litteratur entfällt also auf die arabische Sprache, während in den ausländischen Sprachen noch französisch überwiegt, mit dem erst in den letzten Jahren englisch in Wettbewerb getreten ist. Neben französisch und englisch giebt es noch griechische und deutsche Zeitschriften und Zeitungen, ferner eine türkische und eine persische. Meist bedecken die Namen dieser Schriften sich mit denen, die auch wir in Europa zu wählen pflegen, es giebt aber auch solche, die einen ganz eigenartigen Charakter tragen. So heißen zwei Zeitungen El Hadaha, „Die Geschenke“, womit wohl die Gaben angedeutet werden sollen, die diese Blätter dem Wissensdurst ihrer Leser bringen. Ein anderes Blatt, das, wenn es in Aegypten parlamentarische Parteien gäbe, wohl ein Organ der äußersten Linken sein würde, nennt sich Amin el Mazkur, „Die Augen des Unterdrückten“, und eine Revue wissenschaftlichen Charakters führt den merkwürdigen Namen „Der Glückspilz“, El Nassaf. Auffallend ist die Vereinerung der einzigen arabischen Handelszeitung, die als schönste und geeignetste Titel Wahmum, „Der Affe“, erwähnt hat. Unter den humoristischen Blättern finden wir El Bagla, „Der Maulwurf“, El Hachah, den Haschischraucher, und das in seinem Titel sehr niedlich und gemüthlich anlingende Witzblatt Homaret Moniati, „Der geliebte Esel“, mit dem wir diese ägyptische Blätterrevue schließen wollen. — (Kön. Btg.)

Kulturgeschichtliches.

c. Ein altes schwäbisches Totenbuch ist kürzlich von F. L. Baumann wieder aufgefunden worden. Es handelt sich um das Totenbuch des alten Bodensee-Klosters Salem, das seit dem Jahre 1510 verschollen war und für die schwäbische und süddeutsche Geschichte von großer Wichtigkeit ist. Aus diesem hat sich nun ein Auszug erhalten, der seit dem Untergange des alten Totenbuches bis zum Ende des Klosters als das offizielle Nekrologium Salems diente und sich bald mit Einträgen füllte. Dieser Nekrolog war seit dem Anfang unseres Jahrhunderts ebenfalls verschollen und ist nun von Baumann, wie die soeben erschienene Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins berichtet, in dem Tiroler Kloster Stams im oberen Inntal aufgefunden worden. Es ist auf vorzüglichem Pergament in Kleinfolio geschrieben. Seinen Grundstock hat ein Salemer Mönch, Maternus Guldenam, geschaffen, der sich am Schlusse seines in zierlicher Schrift geschriebenen Werkes selber nennt. Die jüngsten ursprünglichen Einträge Guldenamns sind von 1449 und 1450. Die Namen aus dem alten Totenbuch sind willkürlich mit herübergenommen. Wahrscheinlich sollte zunächst das alte neben dem neuen in Gebrauch bleiben und die Einträge in beiden im Chor Tag für Tag unmittelbar nacheinander zur Verlesung kommen. Das Totenbuch war darauf angelegt, für Jahrhunderte auszureichen und thatsächlich war es auch im Kloster bis 1802 in Gebrauch. Seine Anlage weicht von allen bisher bekannt gewordenen Nekrologen Schwabens ab. Es hat nämlich einen vorderen und hinteren Teil. Der vordere ist bestimmt für die eigentlichen Mönche zu Salem, der hintere für fremde Mönche und Laien. Nach dem Untergang des alten Buches wurden die Namen der Salemer Mönche nachgetragen; auch bis ins 18. Jahrhundert sind noch eine Reihe von älteren Namen hinzugefügt worden. —

Aus dem Tierreiche.

— Ausrottung der Chinchilla und Vicuna in Argentinien. Die „Nacion“ in Buenos Aires berichtet unterm 6. Juli: Ein Blatt in Salta fordert die Provinzial-Gesetzgebung an, ein Gesetz zu erlassen, welches die Jagd beschränkt, um so die gänzliche Ausrottung gewisser Thierarten, die dem Handel und der Industrie wertvolle Felle liefern, zu verhindern. Hierzu sagt das

erwähnte Blatt: Die Chinchilla und die Vicuna z. B. sind bereits dabei, vollständig von den Hochebenen von Calchaquinas und La Puna de Atacama zu verschwinden, da die Jagd dort das ganze Jahr hindurch ohne jede Einschränkung ausgeübt wird, und während der Trächtigkeit ganze Herden dieser wegen ihrer Felle so sehr geschätzten Tiere geopfert werden. Die Ausrottung, auf die wir hinweisen, ist so enorm, daß die Vicuna- und Chinchilla-Jäger Monate und Monate auf den Höhen und den Hochebenen der Valles Calchaquinas und La Puna de Atacama weilen, ohne ein Resultat aufzuweisen zu können, denn diese Thierarten halten sich nur noch in ganz kleiner Zahl in den unzugänglichen Schluchten und Abhängen auf, wohin die Hand des Jägers nicht reicht. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Wärme-Entwicklung in Blüten. Prof. Dr. Karl Müller-Berlin berichtet, daß der wurmförmige Fortsatz am Kolben von Sauromatum venosum Schott vor der Blütezeit reich mit Stärke gefüllt sei. Diese Stärke wird offenbar durch den Atmungsprozeß verbrannt, und infolgedessen entzieht auch hier die bei vielen Araceen in der Blütenscheide beobachtete Wärme-Entwicklung. Wenn man den Kolben kurz vor dem Aufblühen aufhält, spürt man eine Wärme von circa + 30 bis 32 Grad Celsius. Privatdocent Dr. Kolkwitz hat in seiner Habilitationssrede erwähnt, daß sich, wenn man die Wärme sammelt, könnte, ein Glas Wasser zum Kochen bringen lasse. Der Geruch zur Blütezeit ist übrigens recht unangenehm, wie bei Nasyplangen.

Sauromatum venosum, die Aderige Eidechsentanz, blüht im Warmhause oder im hellen Zimmer bei etwa + 18 bis 20 Grad Celsius auch ohne Erde und Wasser, bevor die Blätter sich entwickeln; sie ist ein Stollengewächs und stammt aus Ostindien und zwar aus Simla. —

Humoristisches.

— Königstreu. „In's Hoftheater möcht'st, Alte? Woacht was, da gehn ma lieber in's Hofbräuhaus, dös is a was Königstreu's...“

— Ueberflüssig. Anwalt: „Wenn Sie Jura studieren wollen, kann ich Ihnen übrigens für den Anfang ein ausgezeichnetes Werk empfehlen, das ist...“ Student: „Aee, lassen Se man, id trete in 'n Korps ein.“ —

— Darum. Zwei Freunde treffen sich nach langen Jahren wieder. Sie sprechen natürlich von der Vergangenheit: „A propos, was ist denn aus unserm Freunde Kapatte geworden?“ „Ach, der ist schon seit 12 Jahren tot. Ich sage Dir, die ganze Zeit gab's keine Stunde, wo ich nicht seinen Tod beklagte.“

„Hast Du ihn so sehr geliebt?“ „Das nicht! Aber ich habe seine Witwe geheiratet.“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Der Kunstsalon Keller und Meiner wird im nächsten Winter eine Reihe von Vorträgen veranstalten, die sich auf folgende Gebiete erstrecken: moderne Malerei, Plastik, modernes Kunstgewerbe, die Kleinplastik, moderne Architektur, Medaillenkunst, Buchgewerbe, der moderne Roman und seine Geschichte, Theater und Lyrik. Unter den Vortragenden befinden sich: Richard Muther, Van de Velde, Freiherr v. Berger und Hugo v. Hoffmannsthal. —

— Ernst von Wildenbruch hat ein neues Drama: „Die Tochter des Erasmus“ geschrieben. Es spielt in der Reformationszeit und soll in der nächsten Spielzeit im Schauspielhanse gegeben werden. —

— Eine Kinderbibliothek, die mehr als 1000 Bände umfaßt, ist am letzten Sonntag im Tompkins Park in Brooklyn eröffnet worden. Die Kinder dürfen die entliehenen Bücher während ihres Aufenthalts im Park lesen. —

c. Eine neue Oper: „Der Kannibalen König“ will man im Oktober in London aufführen. Der Text ist von Paul Dunbar, die Musik von Marion Cook; beide sind Neger. —

— Eine Briefftaube, die vom Erfurter Briefftaubenklub in Thoren angefliegen worden war, legte die 560 Kilometer lange Strecke bis Erfurt in 11¼ Stunden zurück, durchslog also in der Minute 812 Meter. —

— Ein Kongreß für Luftschiffahrt wird in Paris während der nächsten Weltausstellung tagen. —

— Die transkaukasische Stadt Van hat eine Wasserleitung, die vom Barrad Dagh in einer Länge von 70 Kilometern herabkommt. Die Leitung, die etwa 800 vor Christus von einem König Remas erbaut sein soll, wird heute noch benutzt. Sie dient vor allem Bewässerungszwecken und besteht aus in den Fels gehauenen ober- und unterirdischen Kanälen, offenen Gräben und großen Holzleitungen. —

— Die Haltbarkeit der Schuhsohlen wird erhöht, wenn die neuen Sohlen zwei- bis dreimal mit Terpentin durchtränkt werden. —